

Eine große Familie

Hanna Pflug (Jahrgang 1953) fing 1971 als Pflegehilfskraft in der Akutpsychiatrie des St. Joseph-Krankenhauses Berlin-Weißensee an. Sie machte dort ihre Ausbildung zur Krankenschwester, wurde Stationschwester, Assistentin der Pflegedirektion, kümmerte sich um die innerbetriebliche Fortbildung und übernahm schließlich bis 2017 die Assistenz der Geschäftsführung. Die Arbeit in der therapeutischen Gemeinschaft lag ihr immer besonders am Herzen.



„Personalmangel war im St. Joseph-Krankenhaus zu DDR-Zeiten ein Dauerproblem. Das lag unter anderem an der konfessionellen Trägerschaft des Hauses. Über einen Basislohn hinaus gab es keine finanzielle Gratifikation für die Mitarbeiter. Das St. Joseph war das einzige katholische Krankenhaus für Psychiatrie in der DDR.“

Arbeit im ‚Stationskollektiv‘

Wer hier arbeitete, tat es gern. Entsprechend familiär war die Atmosphäre im Haus. Rund 200 Mitarbeiter zählte das St. Joseph Mitte der 1970er-Jahre. Das klingt vielleicht viel, aber die Zahl umfasste auch die Mitarbeiter sämtlicher Wirtschaftsbereiche und der Verwaltung. Ein ‚Stationskollektiv‘ bestand aus lediglich zwei Ärzten und durchschnittlich zehn bis elf Planstellen für Pflegendes plus studentische Hilfskräfte und Pflegeschüler. Auf den insgesamt sieben Stationen waren damals immerhin 355 Patienten untergebracht.

Wie eng die Besetzung auf der Station sein konnte, erfuhr ich bereits 1971, an meinen ersten Arbeitstagen im St. Joseph: Als damals 17-jährige pflegerische Hilfskraft fand ich mich auf der psychiatrischen geschlossenen Akutstation wieder – und hatte bald über 50 Patienten

in der Spät- und Nachtschicht allein zu versorgen. Das war natürlich eine gewaltige Herausforderung, aber irgendwie schaffte ich es. Nicht zuletzt, weil im St. Joseph immer eine Ordensschwester zur Hilfe gerufen werden konnte. Die Mägde Mariens waren nicht nur in der Verwaltung, der Küche, der Wäscherei, der Nähstube, in der Gärtnerei oder an der Pforte tätig, sondern übernahmen auch stationäre Dienste. Im Grunde haben die Schwestern bis zum Mauerfall den gesamten Betrieb im St. Joseph wirtschaftlich aufrechterhalten. Sie erwiesen sich nur allzu oft als wahrer Segen.

Ein Alleinstellungsmerkmal des St. Joseph zur damaligen Zeit war sein Wirken im Hintergrund. Als katholische Einrichtung hatte das Haus aus politischen Gründen keinen ‚Versorgungsauftrag‘. Durch die relative Unabhängigkeit vom Staat, die ‚Westverbindung‘ über die Alexianer-Brüder und wegen seiner christlichen Fürsorge galt das St. Joseph als ‚Edelpsychiatrie‘. Patienten aus der gesamten DDR kamen zur Behandlung hierher.

Das St. Joseph als Rückzugsort

Das Krankenhaus wurde auch zu einem Rückzugsort für nicht-regimekonforme DDR-Bürger, die einen Ausreiseantrag gestellt und vom Staat Berufsverbot erhalten hatten. Mit einer Anstellung im St. Joseph überbrückten sie die Wartezeit bis zur Ausreise. Der kleine Stamm unserer Mitarbeiter wurde so zeitweise durch hochqualifizierte und motivierte Fachkräfte unterstützt. Mich, als Stationschwester der psychiatrischen Akutstation, freute das natürlich sehr. Konnte so doch das patientenbezogene Zimmer-Pflegesystem umgesetzt werden. Die Pflegemitarbeiter hatten dabei jeweils die Verantwortung für ein komplettes Patientenzimmer. Das funktionierte gut.

Erwähnen möchte ich, dass die Einbindung der Patienten in den Stationsalltag damals nichts Ungewöhnliches war. Seit Anfang der 1970er-Jahre wurde die psychiatrische Station im St. Joseph – wie in vielen anderen psychiatrischen Krankenhäusern

Soweit sie dazu in der Lage waren, übernahmen Patienten die Verantwortung für andere mit.

in der DDR – als sozialtherapeutische Gemeinschaft geführt. Soweit sie dazu in der Lage waren, übernahmen Patienten die Verantwortung für andere mit. Eine besondere Rolle in diesem Konzept nahmen die chronischen ‚Dauerpatienten‘ ein, die in der Station 10 unter dem Dach logierten. Einige waren fest für bestimmte Tätigkeiten im Hause eingeteilt. Der ‚Schweine-Max‘ etwa, der im Schweinestall des St. Joseph half, war so stolz auf seine Arbeit,

dass er seine Gummistiefel praktisch niemals auszog. Nicht einmal in der Pfarrkirche Weißensee – zum Leidwesen der anderen Gemeindeglieder. Heute würde man solche Ansätze ‚Empowerment‘ nennen. Wie gut dieses familiär angelegte Konzept funktionierte, zeigte sich auch 1989, als die Mauer fiel. Das war an einem Donnerstagabend. Am Morgen danach waren einige der Akutpatienten von der Station verschwunden. Am Montag allerdings waren sie alle wieder da.“

